Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 9 (1929-1930)
Heft: 10

Artikel: Kleine Erinnerungen an Georges Clemenceau
Autor: Boerlin, Gerhard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-157040

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

für sie gar nicht handlich und könnten sie bei weiterem Ausbau eines internationalen Funkrechts nur in Komplikationen hineinführen. Dafür hat sie aber ein umso stärkeres Interesse daran, daß ein künftiges Ätherrecht ihr wie allen kleineren Staaten die volle Souveränität über ihren Luftbereich zuerkenne und gewährleiste.

Kleine Erinnerungen an Georges Clemenceau.

Von **Gerhard Boerlin.**

Die folgenden Mitteilungen niederzuschreiben geschieht nicht ohne Zögern, weil der Erzähler dabei sich und seine Familie in Verbindung mit einem der bedeutendsten Männer des Zeitalters auf die Bühne bringt. Aber das Eine kann nicht ohne das Andere geschehen, und ganz zu schweigen, hat beinahe etwas Geziertes, nachdem von diesen Beziehungen wenigstens andeutungsweise in den Zeitungen Erwähnung getan worden ist und bei einer Reihe lebender Personen noch frische Erinnerungen vorhanden sind.

In den Nachrufen auf den am 24. November verstorbenen großen französischen Politiker und Staatsmann war hie und da gesagt, daß er seinen einzigen Sohn in der Schweiz hatte erziehen lassen. Das war in der Tat der Fall und zwar bei meinen Eltern. Mein Vater war Redaktor der „Neuen Zürcher Zeitung" und durch den damaligen Hauptleiter der Zeitung, Professor Gustav Vogt, einen Bruder des berühmteren Karl Vogt in Genf, war Clemenceau für seine Absicht mit meinem Vater bekannt geworden. Obwohl meine Mutter damals, im Frühjahr 1883, mit mir verreist war, so sagte mein Vater zu und übernahm gerade den mitgebrachten jungen, damals 9 Jahre alten Franzosenknaben; war aber dann sehr froh, als seine Frau bald darauf zurückkehrte und die Erziehung mit fester Hand übernahm. Denn so aufgeweckt, heiter, gutmütig und liebenswürdig der Knabe war, so wenig war er gewöhnt, sich irgend eine Laune zu versagen: etwa mit Eiern im Hausgang eine Schleife anzutreiben.

Michel, so heißt der Sohn, ging dann bald mit meinem jüngeren Bruder in die Beustschule: eine Privatschule Zürichs, welche damals vom alten Friedrich (von) Beust und seinem Sohne Fritz geleitet war. Besucht wurde die Schule vielfach von ausländischen Kindern, aber auch aus ortsansässigen Kreisen. Die Umgangssprache war hochdeutsch, wie auch in meinem Elternhaus, von Seiten meiner Mutter her, die zwar eine geborene und gebürtige Liestalerin, eine Begle, frühzeitig verwaist, jahrelang am Genfersee auferzogen worden und dann in Norddeutschland und später auch in England Erzieherin gewesen war und darüber die heimatliche Mundart verlernt hatte. Dieser Umstand der hochdeutschen Umgangssprache hat bei Clemenceaus Entscheidung eine Rolle gespielt. Wir drei Knaben wuchsen wie Geschwister zusammen

auf: Michel war sogar zeitweise wie wir gekleidet und trug eine bayerische graue, mit grünem Band eingefaßte, von den Eltern aus München bezogene Jagdjoppe mit Hirschhornknöpfen mit einer gewissen Vorliebe, da man die Hände in zwei vorderen Taschen stecken konnte. Nach der Beustschule besuchte Michel das Zürcher Gymnasium; es ging aber nicht gut, und so wurde er dann später zwei Jahre oder noch länger, privat von Otto Markwart, dem Freunde unserer Familie, in den Sprachen und in Geschichte und von einem andern Lehrer in der Mathematik unterrichtet. So blieb Michel sechs Jahre bei uns, dann kehrte er nach Paris zurück, besuchte uns noch bisweilen, bis dann das Leben uns auseinanderführte.

Sein Vater hatte ihn öfters bei uns besucht, seine Mutter nie, auch als sie noch nicht von ihrem Gatten geschieden war. Für uns Knaben war sein Besuch immer eine Freude, da man Droschke mit ihm fahren und mit ihm im Gasthof — er stieg immer im Hotel National in Zürich ab — zu Mittag essen durfte, wobei er immer Forellen auftischen ließ. Ich konnte mich insofern mit ihm unterhalten, als ich ein Jahr im Welschland gewesen war und französisch verstand und sprach. Begreiflich, daß ich mich an nichts mehr erinnere, was er damals sagte, nur an eines, indem er den ersten Zweifel an die übernommenen religiösen Vorstellungen in mir weckte durch die Frage, ob ich vor meiner Geburt unglücklich gewesen sei; so werde es auch nach dem Tode sein. Wie das Gespräch angefangen hatte, weiß ich nicht mehr. Clemenceau konnte etwas deutsch; es war die Rede davon, daß er mit einem Lehrer den Faust gelesen hatte. Bisweilen machte er auch einen Ausflug mit uns, so auf den Rigi, woran seine ältere Tochter, Madeleine, teilnahm. Ich erinnere mich noch, daß er und sie über eine damals beim Essen aufgetragene Suppe, welche aus wässeriger Fleischbrühe mit Brot bestand, scherzten und sie als soupe nationale bezeichneten. Damals warf mir der Vater eines Schulfreundes, der im gleichen Wagen der Bergbahn mit uns gefahren war, ohne mich zu sehen, vor, daß ich ihn nicht angesprochen hatte; er hätte sich gerne mit dem berühmten Parlamentarier unterhalten. Ahndungsvoll, daß diesem das nicht so viel Vergnügen bereitet hätte wie jenem, war ich so klug gewesen, mich nicht bemerkbar zu machen.

Mein Vater war ein großer Bismarckverehrer; das wußte Clemenceau und er muß auch Sinn für preußisches Wesen gehabt haben, denn er drohte seinem Sohne wiederholt, falls es in der Schweiz nicht gehe, ihn in ein preußisches Kadettenhaus zu stecken. Und er wäre der Mann gewesen, es zu tun! Immerhin ging dieses Verständnis nicht so weit, ein Bild des alten Kaisers, das aus Flensburg stammte, wo meine Eltern von 1877—1880 gelebt hatten, in der Bubenstube, die Michel mit uns teilen sollte, zu dulden. Sein Dictum, „ôtez-moi ce vieux Guilleaume“ ist zur allgemeinen Erheiterung oft erzählt worden.

Als ich im Jahre 1896 einen Sommer in Paris zubrachte, durfte ich einigemale bei Clemenceau frühstücken. Es war in der Wohnung der Franklinstraße Nr. 8, die er bis zu seinem Tode beibehalten hat. In

seinem Studierzimmer machte mir ein großer hufeisenförmiger Schreibtisch, der ganz mit Büchern bedeckt war, Eindruck und ebenso die große, ganz mit bis zur Decke reichenden Büchergestellen verstellte Rückwand des Zimmers. An den Büchern fiel mir auf, daß sie meistens ungebunden waren und die Bibliothek insofern offenbar mehr zur Benutzung und nicht zur Liebhaberei zusammengetragen war. Die Wohnung war im Erdgeschoß, von dem man in einen Garten trat, der als Terrasse hoch über der darunter im Bogen sich hinziehenden Straße angelegt war. In diesem Garten waren Hühner gehalten, deren Erzeugnisse einen beständigen Bestandteil der Mahlzeiten ihres Herrn bildeten. Leider habe ich keine Aufzeichnungen über die gepflogene Unterhaltung gemacht. In Erinnerung ist mir nur, daß er meine jugendliche Behauptung, demokratische Gesinnung sei mit Kunstverständnis eigentlich nicht recht vereinbar, wobei ich von dem mir für Otto Marckwart eigentümlichen Zusammentreffen ausging, nicht gelten ließ. Clemenceau bewies übrigens selber das Gegenteil, sofern er wirklich ein Demokrat war. Von ihm, dem man vielen und vertrauten Verkehr mit Juden nachsagte, habe ich damals die beiden Pariser Ausdrücke youpin und youtre für Jude gelernt. Einmal war ein kleines, älteres, etwas verkrümmtes polnisches Fräulein anwesend, das als Flüchtling in Paris lebte, und sich einigen Verdienst durch Ordnen von Privatbibliotheken erwarb. Sie ist später beim Brande eines Bazars umgekommen. Geblieben ist mir gerade aus dem Verkehr mit ihr, im allgemeinen, wie sarkastisch Clemenceau im Gespräch war, aber auch wie gütig er sein konnte. Das hatten wir selber in hohem Maße erfahren, als unsere Mutter im Jahre 1892 sich einer schweren Operation unterziehen mußte und schwankte, ob sie es tun sollte. Damals ermunterte sie Clemenceau zu diesem Schritt in einem sehr warmen Brief, der ein Beweis für die teilnahmsvolle, schön menschliche Empfindungsweise des „Tigers" ist.

Man versteht, daß wir immer stolz auf diese besonderen Beziehungen zu dem großen französischen Staatsmanne waren. Und daran änderte auch nichts, daß wir im Kriege erfuhren, er habe in einer französischen Zeitung eine seltsame Geschichte von einer deutschen Fahne geschrieben, die bei uns jährlich am 1. April (Bismarcks Geburtstag) herausgehängt werde. Wir besaßen überhaupt keine Fahne, geschweige denn eine deutsche; und alle solche äußeren Kundgebungen wären dem schlichten einfachen Sinne meines Vaters ganz zuwider gewesen. Wie es denn eine eigentümliche Fügung ist, daß mein Vater, der an der „Neuen Zürcher Zeitung" das Ausland in einer Deutschland freundlich gesinnten Richtung schrieb, keinen einzigen deutschen Politiker oder Regierungsvertreter persönlich kannte, sondern von fremden Staatsmännern eben nur Clemenceau, dessen politische Tätigkeit er dann auch wieder mit unverkennbarer Bewunderung in seiner Zeitung verfolgte.

Ob Clemenceau, wie man das jetzt so sagt, ein Freund der Schweiz war, scheint mir eine ganz schief gestellte Frage. Er war Franzose durch und durch und neben seinem Lande wird in seinem Herzen nicht viel Raum gewesen sein. Sonst hätte er nicht für Frankreich das Allergrößte

geleistet. An dem einzigen diplomatischen Essen, an dem ich teilzunehmen die Ehre oder das Vergnügen hatte, als der französische Botschafter in der Schweiz, Herr Dutasta, der Basler Regierung seine Aufwartung machte, 1917, saß ich neben einem Attaché, der mich versicherte, Herr Clemenceau sei mit der Schweiz nicht sehr zufrieden. Das zu erreichen ist ja auch nicht gerade unsere Aufgabe im Kriege gewesen.

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Nach der Wahl vom 12. Dezember. — Erneute Aussprache über ein altes Thema.

Wie die Vorbereitung hat auch das Ergebnis der Bundesratsersatzwahlen vom 12. Dezember mancher Nachdenklichkeit gerufen. Die Aufgabe unserer Zeitschrift ist es nicht, materiell zu diesem Ergebnis Stellung zu nehmen. Unser Ziel geht mehr dahin, das äußere Geschehen nach seinen treibenden Kräften zu zergliedern. Wir wollen erkennen — und Erkenntnis vermitteln —, nicht um des Erkennens willen, sondern weil die Erkenntnis des Gegenwärtigen eine Voraussetzung für eine fruchtbare Gestaltung des Künftigen ist.

Man sagt, bei den jüngsten Bundesratswahlen hätten ausschließlich Parteigesichtspunkte den Ausschlag gegeben. So liest man in den „Glarner Nachrichten":

> „Die Wahlen sind die Frucht der parteipolitischen Hinterstuben. Wenn irgend einmal, so liegt es jetzt an der Oberfläche, daß unsere Fraktionen nicht von großen politischen Ideen, sondern von ihrem Parteigeist geleitet werden."

Wenn dem so ist, was für Gesichtspunkte haben die einzelnen Parteien dann geleitet?

Kurz vor der Wahl hieß es im katholisch-konservativen „Vaterland":

> „Erst Klöti, dann Schüpbach, so tönt es durch den jungfreisinnigen Blätterwald... Wenn es nicht gerade der Jungfreisinn wäre, der unter der Parole: Kampf gegen die Ultramontanen, das Präsentationsrecht sich angeeignet hätte, würde man auch konservativerseits sich eine Ablehnung wohl zweimal überlegen müssen."

Oder im ebenfalls katholisch-konservativen Oltener „Morgen":

> „Daß die Unterstützung der sozialdemokratischen Kandidatur Dr. Klöti von der katholisch-konservativen Gruppe ernstlich in Erwägung gezogen werden muß, ... braucht das patriotische Herz des „Oltener Tagblattes" nicht so erzürnt schlagen zu lassen... War man nicht in der Lage, 220,000 sozialdemokratische Stimmen und Wähler im Schweizerlande zu verhindern, hat man auch nicht mehr diese Möglichkeit, diese 220,000 Wähler vom aktiven Einfluß auf die Regierung des Landes auszuschalten."

Es ist also nicht etwa so, daß die katholisch-konservative Partei grundsätzlich einer Rechtspolitik anhängt. Warum sie trotzdem ihre Stimme am 12. Dezember weder dem sozialistischen Kandidaten noch der offiziellen Kandidatur der freisinnig-demokratischen Partei, sondern dem Vertreter des Rechtsfreisinns, Dr. Meyer, gab, darüber schreibt v. Ernst im „Vaterland" kurz nach der Wahl:

> „Es ist das Verdienst der absolut geschlossenen und disziplinierten Stimmabgabe der katholischen Fraktion, wenn der freisinnig-demokratischen